Der Tod im Paragraphen

Autor(en): **Ubrich, Rainer-Michael**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **19 (1951)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-570334

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DER TOD IM § PARAGRAPHEN

Eine Erzählung von Rainer-Michael Ubrich

Und wer über diesen Stein fällt . . . (O. Wilde.)

Er hält das einfach nicht mehr aus!

Diese ekelerregende Zimmerluft. Dieses ununterbrochene Tropfen des kaputten Wasserhahnes, draussen auf dem niederen, dunklen Flur. Und drinnen, bei ihm, immer wieder diese Wände. Graugelb und verwaschen. Jahre hindurch halten ihn diese Wände schon umschlossen, wie einen Gefangenen behandeln sie ihn. Jahre hindurch, Nacht für Nacht und tagsüber ein paar Stunden.

Und immer noch keine Aussicht auf eine Möglichkeit, ihnen zu entfliehen, keinerlei Hoffnungen. Erträgt der Mensch ein Leben ohne jede Hoffnung? Immer von neuem, mit immer derselben Ueberwindung sich diesem graugelben Schicksal hingeben zu müssen, macht mit der Zeit mürbe, macht verrückt!

Nein, es gibt keine! Jeden Abend, wenn er sich müde und auch ein wenig hungrig auf das einfache Bettgestell mit den losen Decken darüber wirft, jeden Abend muss er seinem Schicksal noch dankbar sein. Dankbar sein wegen des alten Bettes, auf dem er seine kraftlos gewordenen Glieder ausstrecken kann, dankbar sein den graugelben Wänden. Die grinsen ihn zwar immerzu an, aber trotzdem schützen diese hässlichen Steine noch immer vor Nässe und halten die Herbststürme ab, die sein anfällig gewordener Körper kaum noch ertragen kann.

Und für diese ganze verfluchte Existenzmöglichkeit noch dankbar sein. Am liebsten hätte er laut gelacht und auf den Boden gespuckt, so wie es Seeleute tun, wenn sie ihrer gepeinigten Seele Linderung verschaffen wollen, aber er kann das einfach nicht: er ist ein Sohn aus einer sogenannten guten Familie und eine strenge Erziehung steckt ihm in allen Knochen.

So versucht er es eben wieder und immer wieder mit dem Dankbarsein. Sein Ziel ist es, sich vollkommen dem Studium hinzugeben, sich zu sublimieren in der Wunderwelt der Philosophie. Er will seine vormals so frischen und für alles Schöne, empfänglichen Sinne systematisch abtöten. Es lohnt sich nicht, die Augen zu öffnen, denkt er, lange nicht mehr.

Wenn nur diese grauenhaften Wände nicht da wären!

Sie dringen ihm durch die geschlossenen Augenlider wie Nadelspitzen. Wie er diese Wände hasst!

Von irgendwoher muss einmal Wasser, eine erhebliche Menge sogar, an ihnen heruntergelaufen sein. Nun stehen grössere und kleinere Stellen vom Putze befreit offen da, wie frische Wunden.

Und er sitzt seit einer Stunde etwa vor einem kleinen, ovalen Tisch mit dünnen, geschwungenen Rokokobeinen. — Rokoko. — Er spricht

dieses Wort ein paarmal leise und gedehnt aus. Sein Gesicht will ernst bleiben, doch er kann nichts dagegen tun, dass sein Mund spöttisch zu lächeln beginnt und die Lippen sich trotzig kräuseln. Dann wird sein Lachen hart und böse.

Einen rokokobebeinten Tisch anzustarren, der sich erdreistet, liebliche Erinnerungen an ein verschwundenes Paradies, an eine bessere Vergangenheit in ihm wachzurufen, ist nicht leicht. Erinnerungen an eine Zeit, die er sich oft genug deutlich vorzustellen versucht hat.

Mozart'sche Musik ... märchenhafte Bauten ... Eine Welt in Seide und Damast, rosa und blau ... riesige Deckengemälde, Porzellan, Bücher, ... Feste, Tanz, Freude, Lust ... !

O, was für verführerische Bilder und Szenen schoben sich da jedesmal vor seine einsame Seele!

Aber dann zweifelte er wieder an all dem Gehabe und Getue der damaligen Zeit. Wie wenige Menschen hatten an diesem Glückszustand Teil gehabt. Litten nicht die grossen Massen unvorstellbar?

Er sitzt und denkt, dass es wohl die Vergangenheit ist, die alles Geschehene verklärter erscheinen lässt, alles Glück schöner, alles Leid milder. Das ist vorbei. Glück und Leid der damaligen Zeit sind entschwunden, neues Glück und neues Leid sind an der Reihe.

Ueber dem Rokokotisch hängt ein Foto. Vergilbt und etwas schief steckt es in einem schwarzen Rahmen. Das Gesicht des Feldwebels Stefan. Nur dieses eine Foto ist übrig geblieben von dem grossen, blonden Mann. Stefan ist tot. Gefallen in den Märztagen im russischen Land. Und keiner weiss wo.

Aufmerksam und wunderbar ernst blicken die Augen hinter dem Glase hervor. Der am Tisch Sitzende blickt lange in diese Augen ... Mehr als das letzte Foto seines Freundes besitzt er nicht. Doch ja, irgendwo, versteckt zwischen Büchern oder Heften, müssen noch ein paar Briefe von Stefan liegen. Er kann sie nicht lesen, ohne tieftraurig zu werden und da lässt er es lieber.

Warum noch leben, denkt er?

Er stützt seinen Kopf mit der rechten Handfläche. Die verwirrte Seele muss wieder in Ordnung gebracht werden, dann wird es besser, dann wird er es wissen. Es muss weiter gehen; noch kreist ein Wille zum Leben um sein Ich, wenn auch mehr unbewusst als bewusst.

Erinnerungen an die durch Stefans Freundschaft erfüllten Tage werden in ihm wach. Sie steigen auf, wunderbar wie ein Gemälde. Seltsam wird ihm plötzlich zumute. Träume sind da, leichte, wie das Gaukeln von Schmetterlingen, so leicht und auch so bunt wie ihre Flügel. Schöne Träume, wie Blumen duftende Träume.

Dann ist alles vorbei. In ihm ist drohende Leere. Und da weiss er es ganz deutlich: Erinnerungen und Träume können ihm nicht mehr helfen! Er muss noch einmal von vorn anfangen, mit allem, auch mit der Liebe zu den Menschen, mit Freundschaft, Geduld und Güte.

O, diese Wände! Er starrt sie entsetzt an. Sie scheinen sich langsam auf ihn hin zu bewegen. Sie rücken zusammen und machen den Raum luftleer. Da steht er plötzlich auf und stösst in einer Aufwallung seiner Gefühle den Stuhl, auf dem er gesessen hat, mit dem Fuss in eine Zimmerecke. Die Wände grinsen! Er wendet sich, tritt ans Fenster und öffnet es.

Der Abend kommt zu ihm herein. Wieder liegt alles vor seinem Fenster in eine undurchdringliche Finsternis gehüllt. Der Himmel ist bewölkt, doch verspricht er bald Sterne aufleuchten zu lassen. Er steht am Fenster und hält seinen Kopf in die Dunkelheit. Seltsam, denkt er dabei, dass wir die Hälfte unseres Lebens auf der Nachtseite zubringen müssen?! Dann dreht er sich wieder ins Zimmer zurück und tritt an den Rokokotisch. Hefte und unbeschriebene Papierbogen liegen auf der Tischplatte verstreut. Dazwischen einige, mit seiner schrägen, unleserlichen Schrift bedeckte Blätter.

Die Arbeit schmeckt heute bitter. Es ist ihm unmöglich, sich auf etwas zu konzentrieren. Seine traurigen Gefühle haben seinen strengen, unerbittlichen Verstand besiegt. Nur ungern gibt dieser sich geschlagen. Er fühlt sich müde. Nein, der am Tisch Stehende kann heute nicht mehr arbeiten. Die eben begonnene Abhandlung über existenzielle Fragen bleibt liegen. Er lässt sich plötzlich Zeit, schenkt sich innerlich noch ein paar Tage, um diese Aufgabe zu beenden und will nicht mehr denken müssen. Allerhöchstens an etwas Schönes. An einzelne Worte nur, Rose oder Meer oder Seifenblase.

Seine Hand berührt leicht die herumliegenden Hefte und Bücher. Dann schlägt er, entschlossen sein Zimmer zu verlassen, alle aufgeschlagenen Hefte zu. Ein paar Minuten später umhüllt ihn ein verwaschener Regenmantel. Er löscht das Licht und geht in die Nacht. Die Wände grinsen: Du kommst ja doch wieder, sagen sie spöttisch, du musst ja wiederkommen. Er lässt die Tür seines Zimmers unsanft ins Schloss fallen. Um ihn der dunkle Flur mit dem tropfenden Wasserhahn. Das alles erinnert ihn an eine Szene aus einem russischen Roman, den er vor Jahren einmal gelesen hatte, zu Haus, im gemütlichen Wohnzimmer des Elternhauses. Er steht am Treppenabsatz.

Zehn, zwanzig, dreissig Stufen stolpert er abwärts. Vierzig, fünfzig, sechzig. Er steht auf der Strasse. Die Luft ist mild und angenehm würzig. Er kann sich an diesen Duft in ihr nicht erinnern. Langsam geht er die leere Strasse hinauf und biegt endlich in eine holprige Seitengasse ein. Der angenehme Duft von vorhin ist verweht. Hier riecht es nach allerlei Speisen, wie sie die Armen auf den Tisch bringen, nach Kohl und Kartoffeln, aber noch üblere Gerüche haben sich zwischen den engen, zusammengedrängten Häuserwänden verfangen.

In den entfernten Parkanlagen schreit ein Kauz. Man kann ihn hören. Gespenstisch weht der Wind die monotonen Laute zu den Häusern hin. Er biegt in eine andere Strasse ein. Seine Uhr steht auf elf. Ohne es recht zu wollen, steuert er einer Gegend zu, die ihm zu wertlos erscheint, zu hässlich, um sie zu betreten. Aber etwas in ihm ist stärker. Dieses Etwas überwindet den aufsteigenden Ekel in seiner Kehle und trägt ihn schnellen Schrittes ins feindliche Lager.

Eine Lampe leuchtet auf. Sie gehört zu einem Lokal. Irgendwo zwischen alten, hohen Häusern eingeklemmt, ist es glücklich, noch zu existieren, oder vielmehr: wieder zu existieren.

Er öffnet eine Tür aus Eichenholz mit roten und grünen Glaseinsätzen, die beim Oeffnen aufblitzten. Das Rot sieht für Momente wie frisches Blut aus. Er wirft einen prüfenden Blick ins Innere des Lokales. Viel besser als bei ihm zu Haus sieht es hier auch nicht aus, aber Luft ist in

diesem Raum, wenigstens Luft, wenn sie auch blau ist vom Zigarettenrauch und warm von den Ausstrahlungen der menschlichen Körper.

Einige Leute sitzen um Tische, deren Füsse aus Eisen sind; auf den Gestellen liegen Tischplatten aus falschem Marmor. Wie in Paris, denkt der Eintretende. Die Rauchschwaden hängen wie Zeppeline unter der frischgekalkten Decke. Es wird viel geraucht in diesem kleinen Raum. Rote Lampen leuchten auf und wollen geheimnisvoll erscheinen. Um die Theke herum riecht es nach vergossenem Bier.

Lauter Männer sind's, die hier beisammensitzen. Leise Aufforderungen zu einem gefahrlosen Spiel gehen ununterbrochen von Tisch zu Tisch. Eine Gruppe Frauen, acht oder neun vielleicht, sitzen etwas abseits an einem der hintersten Tische. Sie unterhalten sich mit gedämpften Stimmen. Eine von ihnen blickt sich nach dem Eingetretenen um, aber ihr Blick wird sofort wieder interesselos.

Er weiss, was hier vor sich geht: glücklich stimmt ihn das nicht. Plötzlich werden ihm alle Glieder schwer, er möchte gehen. Er muss sich an so vieles besinnen, was in ihm lange geschlummert hat und ihm schaudert vor Abgründen, die plötzlich vor ihm sichtbar werden. Nur nicht philosophieren, befiehlt er sich, es könnte das Ende sein, sein Ende.

Und dann geht er auf die Theke zu und lässt sich von einem jungen, gut aussehenden Kellner Wein einschenken.

Er trinkt ihn im Stehen. Schnell und ohne Genuss. Ihm wird heiss und er wendet sich zum Gehen. Zwei blonde Jünglinge stehen schlank vor seinem Gesicht. Lässig lehnen ihre Körper an einer Säule. Etwas von griechischen Statuen ist um die Beiden. Der eine Jüngling blickt zu ihm hin und lächelt. Der andere macht ein Zeichen mit der Hand.

Er zahlt und geht. Das Zeichen des einen lässt er unbeantwortet, dem anderen gewährt er einen verständnisvollen Blick, der nichts bedeutet als Anteilnahme für diesen Augenblick.

Scheiben klirren. Wieder steht er auf der Strasse. Ruhig umfängt ihn die Nacht.

Der Himmel hat sein Versprechen gehalten. Immer mehr Sterne blitzen auf. Er ist doch nicht allein in dieser Unendlichkeit, die Sterne sind bei ihm, sind in ihm und alle werden seine Freunde.

Da, Schritte. Er wendet sich und erkennt in der schlanken Gestalt, die ihm folgt, den Jüngling mit dem Lächeln. Die Augen des Fremden spiegeln die Gestirne der Nacht. An der ersten Strassenkreuzung bleibt der Verfolgte stehen. Mit halbgeschlossenen Augen blickt er in das Licht einer leise hin und her schaukelnden Laterne, die an einem Draht über der Kreuzung baumelt.

Des Jünglings Schritte werden zögernder. Doch dann stehen sie beieinander, der Fremde und er und sprechen miteinander. Der Fremde deutet einige Male zum Sternenhimmel hinauf, mit einer Geste, als wollte er sich emporschwingen zu den glitzernden Diamanten. Dann gehen sie zusammen die Strasse hinauf.

Eine Uhr schlägt elfmal.

Noch ein Dritter geht in dieser Nacht unter den Sternen. Er beobachtet die beiden dahin schlendernden Gestalten sehr genau. Ein Auto kreuzt auf und für Augenblicke wird eine blauschwarze Uniform sichtbar.

Silberne Knöpfe leuchten an ihr auf und werden danach wieder von der Dunkelheit versteckt.

Die beiden Gestalten biegen in das kleine Strässchen ein, zwischen dessen Häuserfronten noch immer die Gerüche des Tages hängen.

Dann erreichen die Beiden eine breite Strasse, die zu den schönsten Anlagen der Stadt führt.

Der blauschwarze Schatten ist an den Fremden interessiert. Sein Nachtdienst ist beendet und da seine Dienststelle in der gleichen Richtung liegt, wie sie die Fremden einschlagen, folgt er ihnen . . .

Mitternacht ist vorbei. Der Himmel hängt voller glitzernder Perlen. Lauter Ketten um den Hals der Nacht. In einem Kreis aufgereiht oder in einem Dreieck. Dazwischen andere wirr verstreut, für das menschliche Auge jedenfalls, denn auch sie werden ihre Ordnung haben. Er ist wieder allein. Der Jüngling mit dem Lächeln und den schönen Augen geht irgendwo in der Nacht. Eine Erinnerung ist in dem Zurückgebliebenen, die ihm wohl tut. Ist er ein wenig glücklich, jetzt, in diesem Augenblick? Vielleicht, er geht seinen Empfindungen nicht mehr nach. Sein Körper ist müde. Ist ein Kreis eine Ordnung, denkt er noch und was bedeutet das Wort, denkt er weiter. Dann schlendert er dem Ausgang des Parks zu und träumt, ohne es zu wissen, von bunten Schmetterlingen.

Da steht plötzlich der blauschwarze Schatten vor ihm, steht da, wie das grosse Denkmal auf dem Rathausplatze, mitten in der Stadt. Aber beim Schatten bleibt es nicht, der bewegt sich und ist am Ende aus Fleisch und Blut.

«Weisen Sie sich aus!» hört er eine Stimme an seinem Ohr. Diese Stimme ist scharf und viel persönlicher Hass liegt in ihr. Hass von Mensch zu Mensch, er kann es deutlich erkennen.

Die Träume des Ahnungslosen zerplatzen wie Seifenblasen. Er starrt in die Nacht, an dem lebendigen Denkmal vorbei. Sein Körper ist bis in die kleinste Muskel gespannt, dennoch zittern leicht seine Hände. Sein ganzes Bewusstsein ist plötzlich hellwach und wie auf eine Gefahr gerichtet. Dann greift er in seine Rocktasche und will «bitte» sagen, aber er fühlt nichts zwischen seinen Fingern. Die Legitimierung vor dem Rest der Menschheit liegt bei ihm zu Haus, auf dem lächerlichen Rokokotisch.

Da wird er nervös, denn nun erinnert er sich daran.

Der blauschwarze Schatten wird ungeduldig und fingert mit behandschuhten Händen an seinen silbernen Knöpfen herum. Schliesslich sagt er etwas — und das ist nicht unbedeutend.

Nach zwanzig Minuten etwa treffen beide auf einer Polizeistation ein. Ein kahler, nüchterner Raum. Eine Lampe mit einem giftgrünen Schirm hängt etwas schief unter der Decke und verbreitet ein unangenehmes, in die Augen stechendes Licht.

Stimmen reden durcheinander. Papiere rascheln. Bleistifte und Füllhalter fahren über weisse Bogen. Bedecken sie mit den Qualen, Nöten der Menschheit, mit unglücklichen Schicksalen, mit der ganzen Hilflosigkeit und Unvollkommenheit, die hier auf der Erde anzutreffen sind.

. . . . . .

Endlich darf er wieder gehen. Man hat ihn nach allerlei Dingen gefragt. Man hat seine Hände gesehen und die stachen den blauschwarzen Männern schlank und feingliedrig in die Augen. Diebeshände schienen

das nicht zu sein. Bis auf den einen Blauschwarzen hatten die übrigen die nicht ganz begriffene Angelegenheit bereits für erledigt betrachtet. Der eine wusste mehr, aber er schämte sich plötzlich ein wenig und schwieg. Die hohe Stirn des Fremden war ihm wie ein Fels ins Bewusstsein gestürzt und die Augen schienen ihn zu vernichten. Er sah eine feine gebogene Nase, da dachte er an die seine und schwieg.

Als er dem Fremden wenig später an der Tür der Polizeistation «Eine gute Nacht» wünschte, lag auch kein Hass mehr in seiner Stimme.

Dem Hinaustretenden aber ekelte es vor diesem Dasein. Eine nie zuvor gekannte Menschenverachtung erfüllte ihn. Alle Dämme, die bisher in ihm noch gegen dieses nun mit aller Macht emporsteigende Gefühl widerstanden hatten, zerbrachen vor diesem Ansturm.

. . . . . .

Drei Tage standen die graugelben Wände verlassen. Sie erwarteten so sehr ihren Gefangenen zurück, aber er kam nicht wieder. Diesmal hatten sie umsonst gegrinst. Auf dem Rokokotisch lagen noch immer die beschriebenen Papiere in der gleichen Unordnung wie vormals über der Tischplatte verstreut. Ganz oben auf einem Zettel standen die Worte: Der Mensch ist die Summe seiner Entscheidungen! Aber mitten durch diesen Satz lief ein dicker roter Strich, an dessen Ende ein noch dickeres Fragezeichen hing.

. . . . . .

«Er war doch einer der Begabtesten unter uns», sagte ein Student zu einem andern. «Er hätte bestimmt sein Examen mit Auszeichnung gemacht!»

«Ja, sicher», erwiderte der andere Student, «ich weiss nicht, was ihn so plötzlich zum Selbstmord getrieben hat?»

Ein dritter Student, der in der Nähe der beiden Sprecher stand und jedes Wort genau vernommen hatte, trat hinzu und lächelte ironisch: «Wenn einer so deutlich alle Kennzeichen des zu Grunde gehenden Lebens trägt, muss er ja notwendigerweise im Selbstmord enden! Wo habt ihr nur eure Augen gehabt, ihr Philosophen und Psychologen? Ihr wart doch befreundet mit ihm!»

Die beiden Andern sahen den Dritten an — und schwiegen.

Zwiesprache und Abschied

James, mein Junge, mein lieber Junge! Ich spreche, rufe . . . du schweigst. Kein Laut tritt über deine bleichen Lippen. Blass, bloss und kalt liegst du vor mir. Das Feuer auf dem Herde wärmt dich nicht mehr und die Röte, die es über deinen reglosen Leib wirft, ist fahl wie ersterbendes Abendrot.

Während ich dich wasche, gleichsam den Schmutz des Arbeitstages von dir nehme, um dich zum grossen Feiertage zu rüsten, erinnere ich mich alles dessen, was du mir warst: ein abendlicher Gast, eine späte Gnade des Himmels.